

# Aretha Franklin wird 75

Von Johannes Schmitt-Tegge

**Detroit** (dpa) Sogar den Präsidenten der Vereinigten Staaten brachte sie schon zum Weinen. Barack Obama wischte sich eine Träne aus dem Auge, als Aretha Franklin sich Weihnachten 2015 im Kennedy Center im langen Pelzmantel an den Flügel setzte und „(You Make Me Feel Like) A Natural Woman“ anstimmte. Mit ihrer gewaltigen Stimme hat die bis heute unangefochtene „Queen of Soul“ schon so manchen Konzertbesucher mitgerissen. An diesem Samstag wird Franklin 75 Jahre alt. Nach 18 Grammys und zahlreichen Hits wie „Respect“ oder „I Say a Little Prayer“ hat Franklin einen festen Platz im Olymp des Soul.

Geboren wurde sie in Memphis im Südstaat Tennessee, wuchs aber in Detroit auf. Mit ihren Schwestern Carolyn und Erma, die beide ebenfalls Musikerkarrieren einschlugen, sang sie in den 1950er-Jahren in der Kirche ihres Vaters. Der Pastor war selbst erfolgreicher Gospel-Sänger – der Ruhm seiner Tochter sollte seinen aber weit überstrahlen.

Schon mit 14 Jahren nahm Aretha Franklin ihre erste Gospel-Platte auf. Bald zeigte das Plattenlabel Motown Interesse, das später Stevie Wonder, Marvin Gaye und die Jackson Five unter Vertrag nehmen sollte. Aber Motown war damals noch ein kleines Start-up, und vom



**Respect!** Die Queen of Soul, Aretha Franklin, feiert ihren 75. Geburtstag. Foto: Kowalsky/dpa

weltweit aus New York tätigen Label Columbia erhofften sich Vater und Tochter einen größeren Sprung nach vorn. In der Metropole gewöhnte Franklin sich dann auch daran, in Jazz-Clubs aufzutreten, darunter auch im damals elitären Village Vanguard. Es war aber erst der Wechsel zum Label Atlantic, der den Soul aus der Afroamerikanerin herauskitzelte. Dort gelang es Produzent Jerry Wexler, mit ihrer ersten Single – „I Never Loved a Man (The Way I Love You)“ – genau die Mischung zu zaubern, die Franklin-Fans in vielen Ländern über Jahrzehnte begeistern sollte: eine leidenschaftliche, helle Stimme vor dunkleren, souligen R&B-Arrangements mit Background-Sängern.

Als Franklin 1967 Otis Reddings Titel „Respect“ einsang, setzte sie sich damit nicht nur acht Wochen auf den ersten Platz der R&B-Charts, sondern an die Spitze der schwarzen Bürgerrechtsbewegung gleich mit. Für viele wurde Franklin ein Symbol für ein politisch turbulentes Jahrzehnt und für ein schwarzes, stolzes Amerika.

Auch dank ihrer Auswahl an musikalischen Vorlagen hielt sich die Sängerin nach dieser Hochphase im Gespräch. Sie sang Stücke der Beatles, von Simon & Garfunkel und Sam Cooke, 1980 sang sie mit George Michael ein Duett. Auf dem 2014 erschienenen Album „Sings the Great Diva Classics“ nahm sie sich Stücke der britischen Popsängerin Adele vor. Heute dürfte sie glücklich schätzen, wer Franklin einmal live erlebt hat – 17 ihrer 18 Grammys gewann die Diva für ihre Auftritte.



**Das Thema Überwachung wird meist sehr emotional und kontrovers diskutiert.** Künstler wie Rafael Lozano-Hemmer und Ed Fornieles fragen in ihren Arbeiten in der Eres-Stiftung auch, welche Gefahren der Hang – oder Zwang – zur Transparenz birgt. Gibt es in der digitalen Welt ein Recht auf Vergessen? Fotos: Stadtmuseum/Fornieles/Antimodular Research



## „Keine Geheimnisse!“

Zwei Ausstellungen in München befassen sich mit dem Thema (Selbst-)Überwachung

Von Annette Krauß

**München** (DK) Hier kommt keiner ungesehen herein! Wer die Ausstellungsräume der Eres-Stiftung betritt, wird ungefragt gefilmt und entdeckt sein Konterfei anschließend überrascht auf einer Art Weltkugel aus Bildschirmen. Der niederländische Künstler Matthias Oostrik setzt um, was zwei Ausstellungen im Titel versprechen: „No secrets!“ („Keine Geheimnisse!“). Eine Kooperation zwischen dem Stadtmuseum München und der Eres-Stiftung machte möglich, dass das Thema Überwachung in vielen Facetten vor Augen geführt wird – und wer sich nur einen Teil anschaut, versäumt womöglich die interessantere Hälfte.

In den Schwabinger Keller-räumen der Eres-Stiftung sind zehn Positionen von Künstlern zum Unter-Thema „Reiz und Gefahr digitaler Selbstüberwachung“ zu sehen. So hat die britische Künstlerin Susan Morris rund um die Uhr ein Aktivitäts-Armband getragen und die gespeicherten Daten in einen Wandteppich umgesetzt, der als textiles Streifenmuster jetzt ihren Wach- und Schlafrhythmus dokumentiert. Damit entstand

eine ästhetische Position zum Thema, das erst durch Hintergrundinformationen „lesbar“ ist. Die Brisanz des Themas Überwachung dagegen zeigt eine Video-Installation von Hasan Elahi aus Bangladesch. Er wurde in Detroit vom FBI festgehalten, weil sein Name auf eine Liste von Terrorverdächtigen geraten war. Um diese Erfahrung der Befragung in Zukunft zu vermeiden, begann er, das FBI mit Fotodateien zu seinen Aufenthaltsorten zu überschwemmen. Er versucht somit, durch Fotos selbst seine Identität darzulegen, statt dies anderen zu überlassen.

Ist dies nun eine subversive Strategie oder eine völlige Hingabe an den Überwachungsstaat? Die Antwort müssen die Nutzer von Handys und Laptops selbst entscheiden. Und noch eines lehrt diese Ausstellung durch das Architekturmodell des Hauses von Mark Zuckerberg, Gründer von Facebook: Die Angst vor Überwachung ist auch eine Frage des Geldes. Zuckerberg kaufte die Anlieger-Grundstücke neben seinem Haus auf, um sein Privatleben zu schützen. Ein Wächter im indischen Mumbai oder eine Flüchtlingsfrau aus

dem Südsudan hat diese Probleme nicht. Diese Zusammenhänge zwischen Überwachung und Reichtum blenden beide Ausstellungen aus. Während in der Eres-Stiftung zeitgenössische Künstler einen individuellen Zugang zum Thema vorstellen, sucht das Stadtmuseum „Bilder der Überwachung“ (so der Untertitel) zu zeigen und einen geschichtlichen Überblick zu geben. Und da beginnt man tatsächlich bei Carl Spitzweg und seinem „Nachtwächter“, der 1875 das Recht hatte, verdächtige Personen auf den Straßen zu befragen und zu verhaften. Das idyllisch anmutende Ölbild ist der Einstieg in die Welt der Straßenbeleuchtung, der Nachtsichtgeräte, der Drohnen und Kameras – bis hin zur Agentenkamera im Feuerzeug.

Einen Ort der Überwachung in seiner ganzen Banalität zu zeigen, das war das Ziel der Fotografin Alessandra Schellnegger. Einen verregneten Nachmittag lang hielt sie mit der Kamera die schäbigen, verwohnten und verlassenen Räume der BND-Gebäude in Pullach fest. Die Aufnahmen sind fast eine Entzauberung dieser Agenten-Hochburg, weil kleinbürgerli-

cher Mief aus allen Ecken zu dampfen scheint.

Wie aber könnte man selbst eine Überwachung inszenieren? Die Kamera in der Hofeinfahrt zum Stadtmuseum liefert auf den Bildschirm im Museum nur nichtssagende Aufnahmen von vorbeifahrenden Autos. Wer wird sich in diesem Kino auf die bereitstehenden Stühle setzen? Subtiler ist die Modellstadt aus Elektro-Schrott, die Luca Pancrazzi in eine Stele gebaut hat. Von hier aus übertragen Kameras ihre Bilder auf Video-Monitoren unter dem Titel „15 Minuten später“ – und der Betrachter kann sich fragen, was zuvor in diesen verlassenen Straßen passiert sein mag und wie leicht er sich täuschen lässt von Bildern, die nur eine Spielzeugwelt zeigen.

Dass mit den Bildern von Überwachungskameras auch auf Stimmenfang gegangen wird, zeigt das Plakat von Josef Schmid aus dem Jahr 2008 mit dem Titel „Was zählt ist Münchens Sicherheit“. Das gezielte Schüren von Ängsten war im damaligen Wahlkampf heftig umstritten. Die Gegenposition vertritt Philipp Messner, der sich den Kamerabildern entziehen will. Er hat nach bio-

metrischen Porträtfotos im 3D-Drucker eine Maske anfertigen lassen, die er über sein Gesicht legt, wenn er sich im öffentlichen Raum bewegt. Das individuelle Mienenspiel und der emotionale Ausdruck auf dem Gesicht werden damit unkenntlich gemacht, der Maschine wird ein von Maschinen gefertigtes Gesicht entgegengehalten.

Beide Ausstellungen zeigen, dass Künstler sich zunehmend mit den Fragen der Überwachung menschlicher Individuen und dem naiven Glauben, dass ein Algorithmus zwischen Terrorist und Tourist unterscheiden kann, auseinandersetzen. Angesichts einer immer flüher anschwellenden Datenflut durch Handys und Kameras wäre der passende Schlussakord für die Positionen der 30 Künstler wohl Goethes Zauberlehrling und sein Hilferuf: „Die ich rief, die Geister, werd ich nun nicht los.“

Bis zum 16. Juli in der Eres-Stiftung, Römerstraße 15, geöffnet dienstags, mittwochs und samstags von 11 bis 17 Uhr, sowie im Stadtmuseum München, St.-Jakobs-Platz 1, täglich geöffnet außer montags von 10 bis 18 Uhr.

## Zwischen Wegschauen und Schweigen

Der neue Kölner „Tatort“ führt die Kommissare Ballauf und Schenk in eine gruselige Vorstadtsiedlung

Von Volker Bergmeister

**Köln** (DK) Diese Kommissare tun wirklich etwas für unsere Fernsehgebühren: Der „Tatort: Nachbarn“ ist der dritte Fall binnen zwei Monaten für das Kölner Ermittlerduo Ballauf und Schenk. Kluge Programmplanung im Ersten sieht anders aus. „Nachbarn“ kommt ohne Wurstbude am Rhein aus, wurde gedreht in einer Siedlung, die nicht in Köln liegt, sondern in Leverkusen, aber wie immer mit einer parallel erzählten privaten Geschichte der Kommissare. Diesmal trifft es Schenk: Der hat Ärger mit einem Nachbarn bzw. dessen krächzendem Ara-Papagei, der ihn um die Nachtruhe bringt.

Ein Einstieg mit Schockeffekt. Ein Mann fällt mitten in der Nacht von einer Brücke und wird von einem LKW überrollt. Selbstmord? Nein, er war zu diesem Zeitpunkt bereits tot –

erschlagen. Die Leiche wurde zur Brücke transportiert. Spuren der Tat finden sich im Schlafzimmer des kleinen Häuschens in einer Kölner Vorstadtsiedlung, in dem der geschiedene Mittvierziger gelebt hat. Ganz allein, seit ihn seine Frau vor Jahren verlassen und die Tochter mitgenommen hat.

Ballauf (Klaus J. Behrendt) und Schenk (Dietmar Bär) befragen die Nachbarn und erfahren, dass der Mann sich sehr zurückgezogen hatte. Nur mit Nachbar Leo Voigt lag er im erbitterten Streit um die Grundstücksgrenze und die Bepflanzung: Zypressen. Bald wird den Kommissaren klar: Voigt ist nicht der Einzige in der Nachbarschaft, der mit dem Opfer zu tun hatte, manche Verbindung versuchen die Bewohner mit aller Macht geheim zu halten. Neben den Voigts sind das noch die Scholtens und das Ehepaar Möbius.

Ein kleines Gruselkabinett wohnt da in unmittelbarer Nachbarschaft. Gruselig sind weniger die Menschen denn die bürgerliche Fassade und die Konstellationen, die sich dahinter verbergen. Von wegen, gute Nachbarschaft. Nach außen ist alles freundlich und geordnet. Doch die scheinbare Idylle ist trügerisch und kann

für den Einzelnen zur Hölle werden. Das zeigt Autor Christoph Wortberg. Den kennt man als Schauspieler (Frank Dressler aus der „Lindenstraße“). Er schickt die Kölner Kommissare in eine Welt, die keine Einblicke gewähren will. Ballauf und Schenk sind Störenfriede. Wenn sie auftauchen, schaut man weg oder lässt die Rolläden herun-

ter. „Keiner hat was gesehen oder gehört“, bemerkt Freddy sarkastisch über die Bewohner der waldig gelegenen Siedlung, in der jeder über jeden Bescheid zu wissen scheint. Doch je mehr die Ermittler herumstochern und Fragen stellen, desto mehr bittere Wahrheiten und Lebenslügen kommen ans Tageslicht. In Szene gesetzt hat das Nachbarschaftsdrama Torsten C. Fischer. Es ist bereits sein siebter „Tatort“ mit dem Duo. Visuell abwechslungsreich lässt er die Zuschauer eintauchen in diese kleinbürgerliche und kleinkarierte Vorstadtsiedlung. Die Häuser, die Wohnungen, die Einrichtungen – all das ist gut eingefangen, zeigt, wie die Menschen leben und wie sie sind. Die Tätersuche gerät fast zur Nebensache, man befasst sich mehr und mehr mit diesen Konstellationen voller Irrungen und Wirrungen zwischen Wegschauen und Schweigen.



**Schnell nach Hause:** Sandra Voigt (Claudia Eisinger, vorne) wird aus dem Krankenhaus entlassen. Die Kommissare (Dietmar Bär und Klaus J. Behrendt) sind skeptisch. Foto: Menke/WDR

„Tatort: Nachbarn“ läuft am Sonntag um 20.15 Uhr in der ARD.